

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

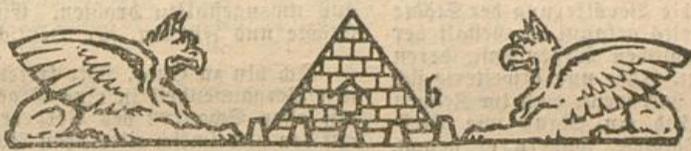
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1927

23.10.1927 (No. 43)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

10. Jahrg. No 43



23. Okt. 1927

Die Kulturbedeutung der deutschen Reichsstadt zu Ausgang des Mittelalters

Vortrag bei der Tagung der Gesellschaft für deutsche Bildung (Germanistenverband) in Danzig (4. Okt. 1927) von Willy Andreas (Schluß)

Um so höher ist, im Maßstab dieser deutschen Verhältnisse, die Zisterfrendigkeit von privater Seite anzuschlagen. Ihre Wurzeln waren verschiedener Art. Ueberall zeigte sich das alte religiöse Weltverständnis einer Zeit wirksam, von der Burhard Zint aus Memmingen in seiner Chronik schrieb, „daß jedermann gen Himmel wollt“. Aber es trat hinzu der Wohlstand im Bürgertum, zumal seiner herrschenden Schicht, und es lebte sich in solchen Aufträgen zugleich der Familienstolz, das repräsentative Geltungsbedürfnis des einzelnen, der Sippen und Körperschaften aus. Nun kam es vor, daß die Altäre nicht nach ihren Heiligen, sondern nach den Stiftern benannt wurden. Alles drängte sich, sozusagen eine eigene Andachtsstätte zu haben und Gott näher zu kommen. So wurde das Innere der Kirchen immer reicher, und ihre Räume füllten sich mit persönlicher Wärme und intimer Stimmungsvollheit. Denn mit Recht hat man gesagt, die Kunst dieser Generation gehe in die Massen wie nie zuvor, und sei zugleich voller Beziehungen zum Individuum. In den beiden Pfarrkirchen zu Nürnberg, dem Stolz der Stadt, waren um die Jahrhundertwende alle denkbaren Arten frommer Stiftung in hervorragenden Beispielen vertreten. Die Kosten für das Sebaldusgrab Peters Fischers, in dem sich das Ringen zwischen Spätgotik und Renaissance zugleich als Auseinandersetzung von Vätern und Söhnen darstellt, sind durch freiwillige Beiträge aufgebracht worden. Der Rosenkranz von Veit Stof, genannt der Englische Gruß, war eine Stiftung von Anton Lucher. Für die gleiche Familie arbeitete Stof seinen Heiligen Andreas in Sankt Sebald, für die Volkamer seinen überlebengroßen Schmerzensmann. Diese Familie hatte dem Chor von Sankt Lorenz das berühmte Glasfenster geschenkt in der tiefleuchtenden Blau seiner Farben. Der Meißel von Adam Krafft hielt die Namen der vornehmsten Geschlechter in einer Reihe von Epitaphen für die Nachwelt fest, nicht zu vergessen das Sakramentshaus des Meisters, eine Stiftung der Jnhof, jenes feineren Wunder ausklingender Gotik in seiner kranken Fülle und seinem stemelosen Emporstreben! In gleicher Weise wurde die Marienkirche in Lübeck etwas wie eine großartige Stadtchronik, Inbegriff lebendiger Geschichte, Ueberlieferung aller der Geschlechter, die durch ihre Portale ein- und ausgegangen sind. Durch Errichtung von Altären, durch reich geschnitztes Gestühl und Gaben aller Art haben sie zu ihrer Ausschmückung und ihrem Kirchenschicks beigetragen. Es geht etwas Ergreifendes aus von solch gemeinschaftsverbundenem Leben, das über den Tod des einzelnen hinaus in geheimnisvoller Kette sich durch die Jahrhunderte schlingt!

Dies wäre zu sagen auch über den Aufschwung, den das Kunsthandwerk in den Reichsstädten nahm; denn das Bedürfnis nach adäquater Ausstattung der Innenräume ging bis in die Kreise des Kleinbürgertums hinein. Die Freude an schweren Möbeln, schön geschnitzten Türen, an wohlgeformten Schloßern und Gittern, an tierlich geformten Schildern, an blühendem Gerät war nicht nur auf das Patriziat oder auf die Rathhäuser und Gildenhäuser beschränkt. Schon Enea Silvio Piccolomini war erstaunt, in deutschen Bürgerhäusern so viele Stücke aus Silber anzutreffen. In der Tat konnte fast jede bedeutendere deutsche Stadt mit dem Namen eines berühmten Goldschmiedes aufwarten, und in Straßburg haben die Verordnungen dieser vornehmen Kunst ihren Ursprung am Oberrhein weit hin Anregung und Muster. Nürnberg aber, die Stadt zahlreicher Erfindungen, hatte in der schwe-

reeren und feineren Metallarbeit die Führung. Hier fand Regiomontan die kostbaren Instrumente, die er als Astronom brauchte.

Unter den Gewerben schlug die Buchdruckerei die Brücke sowohl zum geistigen und wissenschaftlichen Leben als zur Kunst. Ueberflüssig zu betonen, daß unsere großen Verkehrs- und Wirtschaftszentren gerade dieser Erzeugnisse die günstigsten Vorbedingungen für ihre rasche Entwicklung lieferten. Die Vielseitigkeit der Bucherscheinungen, die eine einzige Augsburger Offizin in wenig Jahren herausgab, ist geradezu verblüffend. In Nürnberg übertraf sehr bald Anthoni Koberger die anderen Drucker in Vertriebsumfang, Mühriekheit, Absatz und ausländischen Verbindungen. Ja, er empfing durch seine Heirat mit einer geborenen Holzschuhler schließlich sogar die Ratsfähigkeit und den Stempel höchster gesellschaftlicher Anerkennung, indem sein Name nun auch auf den Einladzetteln zum Geschlechtertanze auf dem Rathaus erschien! Die Reformation fand den Buchhandel, nachdem er in der Frankfurter Messe den geschäftlichen Mittelpunkt gewonnen hatte, bereits in weit vorgeschrittener einheitlicher Organisation und entwicklungsfähigen Formen vor, einbezogen in das allgemeine Verkehrsnetz, dessen Fäden die Reichsstädte untereinander und mit dem Auslande verknüpften.

In dem Aufschwung und der Massenverbreitung des Holzschnittes, dieser wahrhaft volkstümlichen und packenden Kunstgattung, hatte der Buchdruck hervorragenden Anteil. Welch reiche Entwicklung auch darin, vergleicht man etwa den Bilderschmuck der ersten Augsburger Bibel mit der niederdeutschen Bibel von Lübeck (1494)! Dort wurden für Leute verschiedenen Standes, wie Könige, Apostel, Propheten die gleichen Holzstöcke verwandt, und die Personen unterschieden sich nur durch das aufgedruckte Kolorit. Der unbekanntere Meister aber von der Wasserfante hat uns heute noch viel zu sagen mit seiner ernsten, bedachtamen Erzählerkunst, seiner kernigen Erfassung von Menschen, Tieren und Landschaft. Die Gestalten des Alten Testaments hat er in deutscher Tracht wiedergegeben, und so treten uns lebhaft die Typen entgegen, die in einer Stadt wie Lübeck sich bewegten: straffe Kriegsknechte, behäbige Bürger, vornehme Frauen, Ratsherren von patriarchalischer Würde — ein bewußtes Geschlecht von der männlichen Haltung, die Geschichte verleiht, wenn man sie selber macht!

In jeder Hinsicht war somit die Reichsstadt im späten Mittelalter Durchgangsort oder Gefäß künstlerischer und geistiger Einflüsse geworden, welche in Fülle auf die Nation einströmten. Immer wieder — so haben wir — Weltanschauung, Wirtschaft und Kunst im Kulturbereich der Stadtstaaten zu einem farbigen Gewebe sich verschlingen. Träger aber waren die Städte, auch so mancher Problematik eines in Geburtswehen liegenden Zeitalters, und dies nicht bloß in sozialer Beziehung. Während in ihren Mauern volkstümliche Bildung und Kunst noch in vollen Saiten stand, drang von Italien her der Humanismus vor, Gewächs eines fremden Volkstums und einer fremden Kultur. Auch ihm öffnete die Städte ihre Tore, im Norden etwas zögernder und später als im Süden unseres Vaterlandes, und in dessen Bereich wieder lebhafter und drängender da, wo man der Grenze am nächsten lag. Das Studium des Römischen Rechts an den italienischen Hochschulen hatte ihm auch in den Städten den Weg geebnet. Bereits forderten manche von ihren Ratschreibern und Sachwaltern die Kenntnis des fremden Rechts, während andere sich gegen

seinen Einfluß sträubten. Und zu Ende des Jahrhunderts war es keine Seltenheit mehr, daß Patriar- und Kaufmannsöhne sich im Süden mit der antiklassierenden Bildung bekannnt machten. Schon saßen im Nürnberger Rat bei Ausbruch der Reformation mehrere Persönlichkeiten, die dem Humanismus freundlich gesinnt waren. Längst hatte er auch an Universitäten wie Erfurt, Basel und Mainz seine Eroberungen gemacht. Selbst Köln, das als Hochburg der Dunkelmänner verschrien war, hatte sich der neuen Richtung nicht gänzlich verschlossen. Auch in Dürers Gedankenkreis geistern die Vorstellungen der humanistischen Gelehrsamkeit hinein, so zum Beispiel in dem Stich von der Melancholia. Sein Gönner und Freund Pirckheimer war ganz und gar erfüllt von der Verehrung der Alten und ihrer Wiedererwecker.

Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, Licht und Schatten einer so folgenschweren Bewegung zu verteilen, die auch einige versingende Antriebe brachte und sich in einzelnen Gruppen und Erscheinungen mit Uebersieferungen niederländischer Frömmigkeit und deutscher Mystik verschmolz. Wir sehen die Schädigungen, die der Humanismus unserer nationalen Bildung zugefügt hat, heute schärfer als die früheren! Es genügt, festzustellen: die Förderung reichstädtischer Kreise hat das ihre dazu beigetragen, das fremde Sprach- und Kulturgut in eine Umgehung von wesentlich anderen Voraussetzungen zu verpflanzen. Der Riß zwischen Volksbildung und Gelehrtenbildung ging auch durch die Bevölkerung der Städte hindurch. Das Mittelalter hat ihn bereits gekannt in Gestalt der kirchlichen Geistesbeherrschung und kirchlichen Wissenschaft, deren gewaltiger Bau eben ins Wanken geriet. Aber nun erweiterte sich die Kluft von der humanistischen Seite her, wenn auch im Zeichen sich wandelnder Lebensstimmungen. Und ein Mann wie Pirckheimer litt nicht etwa unter dieser, Tatsache, sondern er genoß, wie so viele Humanisten, diesen Abstand seiner geistigen Welt nicht ohne Ständeshochmut und gelehrten Snobismus. In Italien wirkten geheimnisvolle Zusammenhänge des Blutes, der Rasse, der Uebersieferung, der Geschichte und die Kraft eines ständig sich verjüngenden, uralten Kulturbodens zusammen, um das neue Lebens- und Bildungsideal in blutvollen Erscheinungen von starker Daseinsfülle, geistiger Spannweite und nationaler Angebrohenheit auszuprägen. In den Menschen der sogenannten deutschen Renaissance stößt man bald auf den Bruch im Inneren und wurde Stellen. Der Rathsherr Willibald Pirckheimer, Diplomat und Staatsmann seiner Nürnbergschen Heimat, fand niemals den vollen Ausgleich zwischen der Gegenwart, der auch er dienen wollte, und der Welt der Antike, in die er immer wieder aus seinen zahlreichen Händeln und Herwürfnissen flüchtete. Handelndes und betrachtendes Leben klappten in dem merkwürdigen Mann immer wieder auseinander, und von harmonischer Bildung war er weit entfernt. Trotz seiner vielseitigen Anlagen glückte es ihm doch nicht, das Renaissance-Menschtum der reich entfalteten Persön-

lichkeit in schöpferischer Gestalt zu verkörpern. Bloß der Wissenschaft und den Alten zu leben, hatte er nicht die Aufopferungsfähigkeit und unbegrenzte Hingabe. Stückwerk blieben deshalb auch seine rein gelehrten Bemühungen; nirgends rundeten sie sich zum Ganzen. Lediglich aber den genießenden Weltmann zu spielen, von dem er gleichfalls einige Flüge hat, fehlte ihm Liebeshwürdigkeit und Anmut. In dem Bewunderer romanischer Formenklares und stilistischer Eleganz kommt doch immer wieder der schwerblütige Deutsche zum Vorschein, und es widerfuhr ihm bisweilen, daß er in die derbe Grobschlächtigkeit jener volkstümlichen Umgebung verfiel, die der ägende Humanistenspott und Pirckheimer selber, der Bewunderer Lukians, so tief unter sich glaubten. Nun vollends brach aus den Tiefen des verachteten Volkstums ein Sturm hervor von erschütternder und weltumwälzender Kraft. Dem Freunde des Erasmus schwebte eine auf gereinigten Uebersieferungen beruhende geläuterte Biddungsreligion vor, in der Theologie mit Humanität zusammenfallen sollte. Pirckheimer sah die künstliche Welt, in der er gelebt, noch in ihren Fugen wanken. Verbittert wandte er sich ab von der Reformation, deren Anfang er begrüßt hatte. Sein Selbstentum schreckte zurück vor den Abgründen, die der Mönch von Wittenberg aufgerissen hatte. Dem Patriarier graute vor den Gewalten der Tiefe, die im Bauernkrieg sich austoben und auch sein Nürnberg von Grund aus umzugestalten drohten. Eine neue Epoche zog herauf für Städte und Fürsten, für Deutschland und die Welt.

Ich bin zu Ende. Wir treten zurück aus einer problembeladenen Vergangenheit in eine Gegenwart, aus der es den Historiker mit allen Schauern des Vergehens und Werdens anreißt. Zurück auf den unheimlich zitternden Boden des Ostens und in den kampferfüllten Umkreis dieser Freien und doch so oft mißhandelten Stadt von denkwürdigster Geschichte und zukunftssträchtester Bedeutung. Ich habe Danzig nicht in meine Betrachtungen einbezogen, denn sie galten lediglich der historischen Erscheinung der mittelalterlichen Reichstädte. Trotzdem war Danzig, so hoffe ich, in einem tieferen Sinn gegenwärtig in all den Zusammenhängen von Gesamtstaat und Sonderbildung, von Macht und Kultur, von Wirtschaft, Kunst und geistigem Leben, die ich berührt habe. Denn heute hat sein Name für Millionen von Deutschen im Reich einen herzbewegenden und ergreifenden Klang. Und so kann auch mein letztes Wort, der ich aus dem Süden Deutschlands komme und seiner Westmark, von der Universität, deren Historiker stets aufs Ganze der Nation zu schauen ihren Stolz und ihre Aufgabe gesetzt haben, nur ausklingen in einen Gruß an diese Stadt, doppelt geliebt, weil in Schmerzen geküßt. Und so schließe ich mit dem Bekenntnis der Treue und Schicksalsverbundenheit in Glauben, Hoffen und einem Wollen, dessen Krönung einst die schöpferische, die erlösende Tat sein möge!

Wilhelm Röns / Unbekannte Briefe von Emil Gött

Während meiner Tätigkeit als Spielleiter am Stadttheater in Freiburg im Breisgau lernte ich Emil Gött bei Gelegenheit einer Vorlesung aus eigenen Werken durch Max Halbe kennen. Durch die Vorbereitungen zur Aufführung seines Lustspiels „Der Schwarzkünstler“ (wie Gött die endgültige Fassung des Abeyten = Verbotene Früchte betitelt) traten wir uns näher. Die Erstaufführung fand am 8. Februar 1906 statt. Nach dem Brief an eine Freundin vom 7. Februar 1906 hatte Gött einen „ungeheuerlichen Aufriß erlebt“, aber seine süße Laune, seinen „Moralischen“ hatte guter Zuspruch besänftigt. „Meine innere Leitung, die allmählich zum Siege kam, war, mich wirklich einmal der Gelegenheit nicht hang zu entziehen, in wirklichem, fühlbaren, direkten Zusammenhang mit dem empfangenden Volke zu treten und das über alles mich abstoßende Neuerliche hinweg; es einfach einmal zu probieren, wie es schmeckt“) und so „ergab er sich in das sonderbare Schicksal“ und erschien in Generalprobe und Aufführung. Beide hatten mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Soweit diese nach außen sichtbar und öffentlich erörtert wurden, mag im Auszug die Kritik der Freiburger Zeitung vom 10. Februar 1906 dartun: „... Wer die Spielleitung hatte, darüber ist aus den verschiedenen Angaben (Zeitungen und Zettel) keine Klarheit zu gewinnen. ... Die Bühnenleitung hatte sich, beiläufig erwähnt, wieder einige Penjurstücken gestattet, darunter eines allerspäßigster Art: daß ein Knecht, nachdem er eben ins Bett steigen wollte, die Hosen wieder anzieht, ehe er einem Eindringling nachforscht, ist in der Welten Lauf selbstverständlich. In Freiburg durfte der Knecht diese Selbstverständlichkeit nicht erwähnen. Nun gut, so möge er ohne Hosen ins fremde Schlafkammerchen laufen, wenn das der Bühne anständiger scheint. Es geht nichts über eine zarte Bemutterung!“ Es muß als ein Stück Göttischer Tragik angesprochen werden, daß das Erscheinen eines seiner Werke auf einer Bühne unter seinen Augen (zum ersten und einzigen Male!) mit solchen unnötigen Hemmungen vor sich ging. — Die Aufführung brachte dem Werk und dem Autor einen ehrlichen, lebhaften Erfolg. Nach der Vorstellung schrieb Gött zwar an die Freundin von seinem „stellenweise schlecht gpielten Erzeugnisse“) aber er fährt doch fort: „... und — denke dir —, so ein halbes Duzendmal mit den Schauspielern und zuletzt sogar ohne sie unter einem rührenden oder lächerlichen Sturm von Beifall auf

der Bühne zu erscheinen, und sogar ein kleines grünes Kränzlein in Empfang zu nehmen. Jedenfalls habe ich das Gefühl, daß dieser Erstling (von solchem Falle) mir wohl getan hat.“ — Gött war während des ganzen Abends und besonders während des Applauses eine wirklich rührende Erscheinung. Die starke innere Anteilnahme war ersichtlich. Der äußere Mensch, sonst durchweg als „Bauer“ gekleidet, war von liebevoller Hand etwas „hergerichtet“ worden, was Gött's natürliches Ungechick, schon gesteigert durch seine Kurzsichtigkeit, noch erhöhte. Alle mitwirkenden Damen und Herren betreuten ihn mit hilfsbereiter Freundlichkeit und dem Erfolg, daß ich ihn zum Schluß ermuntern konnte, allein herauszugehen. Bezeichnend ist, daß Gött am folgenden Morgen um 6 Uhr wieder in einem langen Brief an die Freundin schreibt: „Der gefrige gute Abend soll mir ein Wegweiser bleiben.“ — Zur Klärung der Stimmung, die Gött durch das Erlebnis der Aufführung des Schwarzkünstlers befallen, dient auch der kostbare Wiedergutmachebrief an Dr. Manz vom 16. Februar 1906,*) mit der Charakterisierung seines sonderbaren Lebens. „Bis jetzt habe ich einen höheren Strumelpeter aufgeführt.“ Auch die Eintragung in seine Tagebücher vom gleichen Tage bestätigt „trotz der Belebung durch die Aufführung (des Schwarzkünstlers) ... trotz allem noch Verzfallenheit.“

Aus den geschilderten Vorgängen und Zusammenhängen formte sich der erste Brief an mich vom Tage nach der Schwarzkünstler-Premiere.

(Freiburg i. B.) 9. II. 06. 1)

I. Werter Herr Röns!
Nachdem ich Ihrem statuarischen Herrn Oberhaupte 1) offiziell meinen Dank ausgesprochen habe, komme ich persönlich zu Ihnen, um Ihnen Anerkennung und Beileid 2) in einem Atemzuge auszusprechen. Daß ich von dem lebendigen Wunsche befeßt bin, Ihnen hier oder an anderem Orte möglichst glänzende Revanche für den Ausfall an Ehre und Lust 3) zu schaffen, liegt in der Natur der Sache.

Hoffentlich waren Sie Psychologe genug, um mein ungeschicktes Benehmen im Stehplatz an der Türe (den ich reich noch einmal betreten, um Fröhchen 4) ausgehn zu sehen) auf die Peinlichkeit der Situation zurückzuführen: Ich hatte schon durch Deffnen der Türe Aufsehen gegen meine Absicht gemacht und fürchtete

4) Emil Gött. Briefe an einen Freund. C. S. Beck. München.

1) Emil Gött. Tagebücher und Briefe. Herausgegeben von Roman Woerner. C. S. Beck. München.

2) a. a. D. 3) nach dem oben Geschilderten nicht eben verwunderlich.

direkt unartig zu erscheinen, wenn ich wieder heraus wäre; so lieb ich Sie zieh!

Ich denke Sie in den nächsten Tagen einmal zu sehen.

Bis dahin grüßend

Ihr dankbarer

Gött.

Gelt, ich hatte Recht: Die Festszene¹⁾ ist oder wirkt nicht lang?

II.

Basel/Riehen, 23. 4. 07.

Lieber Herr Röntz!

Ich schreibe diesen Brief sozusagen im Exil. Der Winter, seit wir uns auf dem Tramwagen verabschiedeten, hat übel mit mir gehaust — d. h. ich weiß natürlich nicht, hoffe, ja glaube es aber bestimmt, wenigstens in der Rüststube, in der ich den Optimismus vor den Schaben bewahre, daß sich der alte Einsichtspruch wieder einmal bewähren wird: Tum bene navigavi, cum naufragium feci — wie auch ungefähr Sie selbst in unserm „leben guten alten Freiburg“ — „hol es der Teufel!“ hör ich Sie rufen.

Ich trag in Anlage ein Herzleiden mit mir herum, das in den langen letzten Jahren, in denen es mir regelmäßig die Winter belegte, durch graße, meist passive Miswirtschaft lüppig geliebt sein muß, doch immer nur als nervös gedeutet wurde. In diesem letzten aber trat es, gerade als ich nach dreimonatlicher Unterbrechung mich wieder an meine Arbeit machen konnte, mit großer Heftigkeit körperlich auf, mir von Woche zu Woche bei immer geringeren Anlässen auftretende Herzkrämpfe verursachend. So schleppte ich mich und die Arbeit elend bis in den Februar hinein, bis ich an einem schönen Abend im Haus des Prof. Killian einfach zusammenbrach und 7 Wochen in der anmutigen Pflege seiner Familie hängen blieb. Meine Niederlage griff aber tief in mein ganzes Leben hinein: sie hat meine physische Kraft gebrochen, mein raubes, durch ein Gewirr unglücklicher Verhängnisse erzwingenes Einsiedlerleben (ohne zureichende Unterhaltsmittel!) auf meiner Halbe wieder aufzunehmen, an der ich nun 13 Jahre im Elend gegangen hab. Und so verordnete sich als erster Zug, eine(r) Gelegenheit der Vermietung meines Häuschens zu folgen, und mich irgendwohin zu quartieren, wo ich außer Dach auch einen Platz am Tisch verdienen kann, und das bot sich mir im Haus eines Freundes hier, dessen 17-jähriger Sohn nach mehrjähriger Unterbrechung das Gymnasium zurückziehen soll, und dem ich nun als Mentor zu helfen habe. Berechnen Sie den Sturz vom freien Bauern, den ich erstrebte, zum Hauslehrer! Na, ich betracht es nur als Feuertag! Ich hab vor, mich diesen Sommer durch mit allen Kräften und Listen so anzustrengen, daß ich im kommenden Winter Revanche²⁾ nehmen kann. Ich pflanze doch noch einmal die Fahne auf der Schanze, die ich nehmen will!

Allerdings: das eine Mittel zum Sturm, die Arbeit dieses Winters und verg. Sommers, ist vergeraten. Sie trägt die Spur der Gewalttätigkeit ihrer Hervorbringung. Ursprünglich breiter angelegt, als der Stoff und sein Sinn vertrau, hat die Form, in die ich ihn dann gepreßt, viel von jener Sinnlichkeit verloren, die die Schaubühne, wenigstens die unsrer Tage, nun einmal für sich beansprucht. Ich hab in der zweiten Bearbeitung, Januar und Februar, ein volles Drittel, (einen halben Akt und 3 Personen, die vom dritten Akt an den Schluß erweiterten, aber auch aufhielten) herausgeschritten, mit der „Durchforstung“ des Ganzen etwa 1200 Verse! Nun ist, wie ein Berliner Freund³⁾ (von dem Sie das Heft zugestellt bekommen) sehr richtig bemerkt, statt einer Schachpartie eine Proplemkomposition zurückgeblieben. Freilich, das werden auch Sie mir zugeben können: als Gedicht ist es ein starkes Stück, und wohl der Geduld wert, sich ihm trotz der nichtvermeidlichen, vielleicht aber auch unvermeidlichen „Abflattung in die Höhe“ einmal hinzueben. Ich meine ein wenig von jener Geduld, die unser Theaterpublikum von unten bis weit hinauf den Unwahrscheinlichkeiten und Albernheiten einer hergebrachten und ausgelebten Masche so aromatisch entgegenbringt. Freilich: ein alter Hut, der auf einem Flügel treibt, oder ein entflogener Kinderluftballon fesselt leichter und länger die Aufmerksamkeit, als etwa eine tiefinnige Inschrift.

Sie werden also keine rechte, oder doch keine vollkommene Freude an meiner „Mauserung“⁴⁾ haben können, selbst wenn es mir noch gelingen sollte, in einer guten Stunde den Schluß nachzuholen und höher zu bringen; ich meine im formalen, bühnenmäßigen Ausdruck. Ich war zu kaputt, und bin es, obwohl die Geister sich wieder regen, immer noch, als daß ich das Schlusstück, die Spitze der Pyramide und die Kreuzblume noch hätte würdig hinbringen können. Aber mit der ersten jungen Kraft des Jahres geh ich noch einmal dran.

Hätt' ich eine Bühne zur Verfügung, die mir etwas erproben hätte, so wär ich gern geneigt, die herausgeworfenen 3 Personen (zwei Freier, die im 1. Aufzug genannt sind, und der Jäger des einen) noch einmal einzusehen, um zu sehen, ob diese nicht doch fehlen!

Es war technisch ein gewagtes Unternehmen, im dritten und vierten Akte noch neue Personen einzuführen, aber ich hatte es gewagt, um die Schlussszene zu beleben.

Dennoch: eine Anzahl einsichtiger und geschmackvoller Freunde sind mit mir der Ansicht, daß keine Bühne sich mit der Aufführung blamieren würde. Das Publikum läßt sich auch für den Ernst gewinnen. Und es wäre recht interessant zu erfahren, ob es einem starken, schönen und sympathischen Ernste gegenüber auf einige sinnliche Befriedigung verzichtet. Nur darf es nicht enttäuscht

werden, in seiner Erwartung, wie ich es noch in der Bezeichnung Lustspiel angelegt hab! Es muß heißen: „Ein Spiel!“ Und meine Freunde raten mir, auch den Titel „Mauserung“ durch einen gehobeneren zu ersetzen. Ich bin auf Ihren persönlichen Rat gespannt. Die Mängel der Arbeit haben mich bisher abgehalten, sie offiziell bei Bühnen einzureichen.

Vollmann hat ein Heft schon die 4. Woche, ohne mir was darüber gesagt zu haben und wahrscheinlich hat er auch das nicht getan, was ich bei der Ueberreichung im Auge gehabt: es in der Kommission⁵⁾ zirkulieren zu lassen. Um das Letztere war es mir wegen meiner überaus gefährdeten äußern Lage zu tun: ich hoffte an die „Väter der Stadt“ heranzukommen, um ihre Absichten auf mein Gelände zu beleben und Erleichterung zu finden. Aber nicht war: wenn nach William dem Einzigen die Hoffnung der Trost des Elenden ist, was ist denn gar die Hoffnung auf Stadtväter?

Uebrigens, wenn die Uraufführung der Mausurung eine literarische Tat wäre, so mücht ich Ihnen wahrlich anwünschen, daß Sie diese über Vollmann, und Düsseldorf über Freiburg davontragen. Und Sie können sich denken, wie ich jetzt bedauere, Ihnen das Heft nicht direkt zugesandt zu haben, statt daß es 3 Wochen bei einem kranken Freunde lag und nicht schaffte. Aber ich war in der gleichen Zeit auf dem Tiefpunkte der Gesundheit und so fertig, daß ich alles gehn ließ, wie es von selbst laufen mochte. Fast eine Woche lang hatt' ich schon vor, an Sie zu schreiben, als endlich ein Zusammentreffen mit Lang⁶⁾ mich entscheidend ermunterte, so daß ich Orber nach Berlin gab, und nun heute zum Schreiben komme. Aus diesem schleppenden Gang mögen Sie entnehmen, wie mir war. Aber selbstverständlich hatt' ich nicht nur das zu schleppen, in dieser Lebenskrise.

Doch genug der Worte. Ich wünsche mir nun einen guten Moment, in dem Sie mein Werk aufnehmen, so daß Sie den inneren und äußeren Schwung mitbringen, der zu einer in meinem Sinne fruchtbareren Aufnahme gehört. Nun, die schönen Erfolgsfolge, die Sie in Ihrem neuen Wirkungskreise errungen haben, und von denen zurzeit Freiburg so tönt, daß, wie mir gestern zugetragen wurde, der Stuhl dessen wackelt, der Sie von hier⁷⁾ fortgeekelt hat, diese Erfolge werden Sie glücklich und mutig genug machen, um einmal so etwas zu wagen.

Ein weiterer Reiz läge für mich wie für Sie auch darin, daß Sie durch die Uraufnahmen dieses meines ersten Werkes der neuen Reihe fortfahren, doch nun an entscheidender Stelle, mich heranzubringen, wie Sie es schon beim Schwarzkünster angefangen haben. Denn Sie waren der Erste, der ihn auf die Bretter hob! In den Sequentibus viventibus soll es von mir aus nicht fehlen, nachdem ich durch zweckmäßiges Benehmen meine Gesundheit neu gegründet habe, wozu jede Aussicht vorhanden ist.

Verzeihen Sie diesen langen Brief. Wenn meine Hand schwer ist, werden sie so. Ich denk auch, es wird der längste dieser Art sein, mit dem ich Sie gelangweilt hab. Die andern müssen kürzer und witziger sein.

Und nun Glück auf! Ihnen wie mir und vor allem dem Gemeinsamen, damit wir uns erheben!

Mit Gruß und Dank

Ihr

Gött.

III.

(Bad Nauheim, 21. 8. 07.)¹⁾

(Postkarte.) Lieber Herr Röntz! Ich muß noch um einige Tage Waffenstillstand bitten, bevor ich Ihren langen lieben Brief²⁾ beantworten kann. Ich bin in großer Lebensunordnung, gestern in Nauheim angelangt, wo man mich zur Kur hingeschickt hat, sich aber auf dem Sprung es wieder zu verlassen, da mich Alles abstößt und Nichts anzieht. Ich geh wohl wieder nach Freiburg zurück, um abzuwarten, bis mein eigenes Häuschen wieder frei wird. Aus der nächsten Ruhe aber erhalten Sie nähere Nachrichten. Einstweilen herzlichsten Dank! Ihr Gött.

IV.

(Bad Nauheim, 16. 9. 07.)

(Postkarte.) Sehr geehrter Herr! Besten Dank für Ihre freundlichen Zeilen. Ich habe mir daraufhin Ihren Brief von Herrn Gött geben lassen. Ihre Ausstellungen an dem Stück beugen sich mit meinen Eindrücken. Vielleicht, daß auch der Abschluß sich noch etwas besser pointieren ließe. Ich will mich einmal an die Arbeit machen; da ich weder im Reich der Poesie im Allgemeinen noch im Gebiete der dramatischen Muse im Besonderen Fremdling bin, so gestunat mir am Ende diese kleine dichterische Hilfsaktion und ich würde mich Herrn Gött wegen herzlich darüber freuen. Sie kennen den merkwürdigen Mann offenbar schon von Freiburg aus? Hochachtend Ihr erg. Dr. Strecker.

V.

(Bad Nauheim, 16./21. 9. 07.)

Lieber Herr Röntz!

Kann etwas besser die Herrichtung meiner gegenwärtigen Lage kennzeichnen (übrigens eine lang sich hinstreckende Gegenwart!) als der Umstand, daß ich bis heute noch nicht die Gewandtheit hatte, das zurzeit doch ungefähr Wichtigste an Korrespondenz zu erledigen, nämlich die mit Ihnen? Ich kann es garnicht mehr auseinanderhalten und zusammenbringen, was und wie es mir immer die Feder in der Hand stockt, oder die Tinte im Strin gerinnen macht. Im Anfang die herbe Eingewöhnung in meine hiesige, durch meine Gemütszustände verwirrte Lage; dann die sich entwickelnde Kur mit allen ihren Wirkungen nach außen und

innen, dann wieder heftige Erschütterungen, die wieder rückschlagend wirkten — kurz in einem Wort: Unruhe und Schwäche und nicht genügende Umsicht in den besseren Tagen. Das sonderbare Glück, das mir hier ward: das Zusammentreffen mit Dr. Strecker, der sich mit solch rührendem Feuer für mich in die Riemen stürzte, hat eher einschläfernd als beschwingend auf mich eingewirkt, was übrigens charakteristisch für mein „kosmisches“ Ruhebedürfnis ist: ein Herz und eine Stirn und eine Hand nimmt sich meiner an, und ich sinke lächelnd in die Kissen zurück!

Aber heute soll es werden, und wenn auch zunächst nur mein Dank ausdrücklich laut werden kann für die große, lebendige, tatbereite Anteilnahme, die Ihr lieber langer Brief enthält hat; er brachte die erste Freude, den ersten Trost und eine Hoffnung für das neue Schmerzenskind aus der äußeren Welt in meine tiefverwölkte herein. Ein erstes objektives Zeichen für mich, daß die Gut und Kraft, mit denen ich mich Sommer und Winter 1906 dem verführerischen Stoffe hingegeben, mich vielleicht doch nicht ganz verraten haben, sondern etwas Körperliches geschaffen worden ist, für dessen Begreifung mir freilich seit langem und auch jetzt noch sämtliche Sinne ausgelöscht sind.

Ja, lieber Herr Röth, ich kann immer noch nicht daran zurück; bei jedem Versuch brech ich durch wie durch ein Spinnweb. Ich muß zeitlich und räumlich und — gründlich noch weiter davon hinweg. Vielleicht erwacht mein Gefühl dafür mit einemmal überraschend, aber rufen, wecken kann ich es nicht. In diese Scharte will nun Dr. Strecker, den ich Ihnen mit Freunden zuführe, für mich einspringen, und herauszubringen versuchen, was objektiv Brauchbares jetzt schon dran oder drin ist. Ich las ihn mit Vergnügen gewahren. Er ist einer der besten Geister, die ich kennen lernen durfte, und von einem ausgezeichneten Herzen erwärmt — zusammenwirkende Kräfte, von denen etwas erwartet werden kann. Ich will natürlich auch nicht ganz müßig sein, mich gegen Einfälle verschließen halten, aber es spukt in mir bis jetzt noch nichts als eine innere Wendung im Schlusssinne, die vielleicht stärker und fruchtbarer ist, in Beziehung auf den dramatischen Ausdruck, als die im bisherigen Versuch geglückten.

Aber ich bedarf noch weiterer Fortschritte in der Genesung, oder sagen wir: in der Entwicklung zum Erträglichen meines Leidens, seiner Ueberwindung, Ueberlebarkeit. Zweifelsohne hat die Kur auflösend und kräftigend gewirkt, aber vorerst nur durch Niederbringung der Symptome, dadurch Beruhigung und Stärkung des leidenden Organs, doch nur bis zu einem gewissen, nicht sehr hochgesteckten Punkte, und ich hab zudem noch erst das Mißgeschick anzubaden, daß der Bogen der Kur gegen mich ein wenig überspannt worden ist: die letzte (letzte) Bäderkur stellt sich, zu spät erkannt, als zuviel für mich heraus; sie hat mich übermäßig angegriffen, bis zu einem Rückfall, der fast vor die Kur zurückreicht. Doch ist gegründete Aussicht, daß doch ihre gute Wirkung sich durchsetzen wird, in der nun folgen sollenden Nachkur, die in ruhigem und äußerlich vorsichtigem Leben in der Heimat zu bestehen hat. Wenn Sie diese Heimat kennen und das Leben, das mich in ihr empfängt, und Sie hätten ein kostbares Herz, so würden Sie diabolisch anlachen: ein Chaos von Unordnung und Unruhe nimmt mich auf, und dadurch hab ich mein zitterndes, gebrechliches Boot zu steuern. Für einen kerngesunden Vierstrot wäre es zuviel — nun ja, es hat ja auch mich körperlich gebrochen — und nun ist's ein wahrer Hohn — oder eine Riesenaufgabe, auf die man stolz sein sollte — daß ich Kranker mich durch — und zwar womöglich noch mich gesund durchschrauben soll. Und doch, ich unternehme's; zunächst die Einside meiner nun durch dieses Jahr ganz wüst liegenden Halbe mit dem zurückgebrachten Funken wieder zu beleben, und dann, nach einiger erzwungenen Ruhe (ein schöner Begriff!) zu einem neuen Werke zu gelangen.

Lassen Sie das für heute genug sein; es ist nur ein Lebens- und Liebeszeichen! Inhalt und Wert meiner Briefe auch für Sie muß erst das Leben schaffen. Bewahren Sie mir Ihre Geduld und wenn ich jetzt schon dazu genüge, ein wenig ehrendes und stärkendes Vertrauen. Es lebt. Und nehmen Sie meine aufrichtigen Wünsche für Ihre dortige gezeichnete Tätigkeit.

Ihr dankbarer Gött.

VI. (Zähringen), 9. 10. 07.

Lieber Herr Röth —

seit einigen Tagen bin ich wieder daheim, an den Busen meines Berges gekniffen. Dieses in Beziehung auf das Herz, leiblich und gemüthlich, sonst aber erhebt ich mich von Tag zu Tag aufrechter. Wohl reißen die Herzkrämpfe noch an mir herum, aber sie sind sowohl an sich gelinder, als auch erschöpfen sie mich nicht mehr so. Damit wird alles freier an mir, vor allem der Kopf, und im Innern hebt das Spinnen und Weben um meine Stoffe wieder an. So hab ich also doch Hoffnung, in abseh, absehbarer Zeit, nachdem ich mir durch eine Reihe kleinerer Schreibereien Luft gemacht und Brot erwirbt, noch einmal an die nächste Aufgabe gehn zu können: die Nachbesserung der Mauerung, oder wie in einem neutralen lichten Moment mir sie zu taufen gelungen, der „Entdeckung des Herzens“. Das freundliche Angebot Dr. Streckers hab ich ja wohl als erquicklich angenommen, aber wenn es mir fruchtbar von selber quillt, werd ich natürlich das Meinige selbst tun; es wäre ja unnatürlich, diesen Nachgeburtstrieb zu verhalten.

Also noch ein wenig Geduld, mein lieber Herr Röth, ich lebe wieder und hab noch nicht abgedankt. Und die Aufgaben heben hintereinander lodend und gebieterisch die Köpfe in die Höh. Und ich hoffe, Ihnen noch weidlich zu schaffen zu geben.

Nehmen Sie das als Gruß, Lebens- und Dankeszeichen, nachdem ich die heimatische Scholle wieder berührt.

Ihr

Gött.

Briefpapier hab ich immer noch kein!

VII.

(?) Verehrter Herr Direktor!

(?) 15. III. 08.

Nach einem sehr merkwürdigen und in Kürze nicht mitteltbaren Winter, laß ich Ihnen heute, vom Krankenlager aus diktierend, die Nachricht zugehen, daß im Laufe dieser Woche die gemauerte und gedruckte Mauerung bei Ihnen sich vorstellen wird.

Um Sie aber bis dahin angenehm und nützlich zu beschäftigen, erlaube ich mir, Ihnen die „Hochzeit“ meines Freundes S. . . . unmittelbar unter die Augen zu rücken, um Sie nachträglich darauf aufmerksam zu machen. Ob Sie dieselbe kennen, weiß ich freilich nicht. Die Kritik hat das Werk übel mitgenommen, zu einem Drittel mit Unrecht; denn das Stück läuft nicht in der Kurve seiner Anlage, sondern von der Mitte des vierten Aktes an gradlinig aus.

Es steckt aber nach meinem Gefühl in der Anlage und Behandlung bis zu jenem kritischen Punkte etwas ganz Vorzügliches, ja, in unserer Literatur, und zwar in unserer vorwärtsweisenden, Einziges darin. Und das Stück braucht nur völlig reif ausgetragen zu werden, damit jenes Einziges auch herauskommt.

Ich möchte nun Sie, der sich schon einen so ehrenvollen Namen, im Dienste unserer klassischen und modernen Literatur (Höfen), erworben hat, dazu anrufen, diese Ausreife durch eine Aufmunterung an den Dichter zu fördern, und so jenes Verdienst auch auf die Pflege der nach vorwärts weisenden Literatur zu strecken.

Bis auf Wiederberufung in eigener Angelegenheit in einigen Tagen

(m. p.)

Ihr ergebener

Gött
Zähringen.

VIII.

(? Zähringen), 28. III. 08.

Lieber Herr Röth —

endlich! Aber ich bin, durch die großen Anstrengungen dieses Winters, von denen die Um- und Aufarbeitung dieses Gedichts nur einen Teil bildet, in meinem Leiden so heruntergekommen, daß ich froh sein muß, nur die paar notdürftigsten Begleitworte und einen herzlichen Gruß mitgeben zu können. Jetzt muß ich mich, für mehr und die nächsten Schichten, erst wieder ein wenig erholen, vielleicht wieder in Raufheim, wenn ich es hier nicht leiste.

Dies Buch behalten Sie; Ihr Haus bekommt ein eignes angeboten. Anstatt geschriebener Rollen bieten wir wieder Bücher zu ermäßigten Preisen.

Also! Hoffentlich schmeckt es Ihnen und Andern! Den Titel hab ich vorläufig gelassen, da mir der bessere noch nicht endgültig gekommen ist. Uebrigens geht das Buch als Manuskript.

Ihr alter und neuer

Gött.

Am 14. April 1908 kam die Anzeige des am 13. erfolgten Hinscheidens. —

Das Verdienst der Erstaufführung der Mauerung verblieb Karlsruhe.

Anmerkungen:

I. 1) Theaterdirektor Volkmann. 2) wegen der Schwierigkeiten f. a. 3) als Regisseur des Schw. war ich durch die unerwartlichen Verhältnisse auch persönlich stark mitgenommen. 4) „Erbitten“ von Sudermann wurde noch nach (1) dem Schw. gegeben. 5) im Schw.

II. Ist nach Düsseldorf gerichtet, wohin ich Ende Juli 1907 als Oberregisseur des Stadttheaters berufen wurde. Gött hatte u. a. am 14. März 1907 wegen seines in fester strengster Selbstkritik entstandenen Lustspiels „Mauerung“ an Dr. Max Pöhl (Berlin, Kgl. Schauspielhaus) und am 23. März 1907 an Dr. Manz geschrieben (f. a. a. D.).

3) f. Brief I. 2) wohl Dr. Manz. 3) über deren Konzeption wir in Freiburg gesprochen. 4) städtische Theater-Kommission. 5) einer meiner Hörer aus Freiburg, der sich damals in Basel aufhielt. 6) = Freiburg.

III. Die wechselvollen Phasen in der Entwicklung der „Mauerung“ belegen weiterhin Gött's Tagebücher und Briefe von Mai—Juli mit seinen ständigen Korrespondenten. 1) Datum des Poststempels. 2) betr. Mauerung.

IV. Die Karte von Dr. Strecker in Raufheim sei des Zusammenhangs wegen eingefügt.

V. Datum handschriftlich 16. 9. 07; Poststempel 21. 9. 07.

VII. Dieser Brief ist eine Merkwürdigkeit. Die Adresse auf dem Briefumschlag ist richtig: Oberreg. d. Stadth. in D'orf. Auch der Inhalt kann mich vollauf betreffen. Die Anrede (Direktor), sowie der ungewöhnliche Ton werden durch das Diktieren auf dem Krankenbett erklärt. Ob Gött, wie aus der handschriftlichen Unterschrift „Gött — Zähringen“ zu schließen, tatsächlich in B. Rank gelegen, ist mir nicht bekannt. Es besteht aber auch die Möglichkeit einer Verwechslung, indem zwei gleichzeitige diktierte Briefe übereinander in die Briefumschläge geraten sind. — Ueberaus charakteristisch für Gött, wie er sich selbst in stärkster seelischer und körperlicher Bedrängnis, für andere einsetzt.

VIII. Das dem Briefe beigelegte Druckerexemplar der „Mauerung“ trägt die Widmung: „Wilhelm Röth in persöhnlicher Freundschaft, vom Verf.“

10.

Hei

Es f
Geschichte
Angu
Wenn es
zug gege
Fürsten
Natur, e
begeister
Klassik m
ausrief
„Museum
tunung
viel ver
auführen

Dem
nach im
fesselte,
er Klo
Karlsru
Anteil
begeister
Gesichts
anlaster
hatte, w
den fran
der selb
faste m
in den
ist kein
Bewegun
veranlat
auszuar
für den
Gefühl
gehender

Es
dikaten
stand: e
landes“
wegung
Vaterla
den Mo
ohne die
den Pr
Klassik
in seine
zeitige d
inneren
Durchbr
philosop
als Wel
ung vo
organise
In
unfähig
Kopftou
Ihn bef